

Nachdruck verboten.

2)

## Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

„Und der furchtbaren Nacht,“ hieß es in diesem Briefe weiter, „die das frech und schamlos einherstreichende Laster beschützt unter ihrem großen Mantel „Gendelei“, der sind auch wir unterworfen.“

„Wir haben sie erzürnt. Womit? Was haben wir schlimmes gethan?“

„Ich war seit sieben Jahren fertig, hatte das Recht auf eine Anstellung in der Tasche, diente dem Staate fast umsonst.“

„Der Minister hatte mir das feste Versprechen gegeben, bei der nächsten Vakanz sich meiner zu erinnern. Aber ehe der arme schwindlichtige Helmer mir Platz machte, kam die Ministerkrise. Der „neue Herr“ wußte nichts von mir. Die leere Stelle wurde mit dem Neffen des Schulrats besetzt.“

„Aber das weißt Du ja alles, mein Weib.“

„Und wie ich dann in den Ferien zu Dir kam, wieder mit leeren Händen, wie seit Jahren; mit geknickten Hoffnungen, mit dem Troß der Verzweiflung. Bist Du gegen alle Glücklichen.“

„Die tollen Pläne, die wir schmiedeten! Die abenteuerlichen Vorfälle, die wir faßten!“

„Und unsre Liebe, das einzige, was wir hatten, trieb immer höhere Flammen.“

„Dann die Hochzeit Deiner Freundin.“

„Zwei Menschen, nach kurzem Wohlgefallen aneinander, zusammengelaufen fürs Leben.“

„Sie durften's ja. Denn das Mädchen hatte Geld, der Mann ein einträgliches Amt.“

„Und wir beide daneben — das Glück der Erfüllung vor Augen, das uns wieder mal davongeglitten war — weit fort — kaum erreichbar. Wir hungerten daneben, wir beide! Seit sieben langen Jahren aneinander, für einander gereist!“

„Was hatten wir alles zu überwinden, Lene, ehe wir so weit waren!“

„Du — Deine Mädchensprödigkeit, mein geliebter scheuer Waldvogel; ich — den Mamesegoismus, der die Liebe nicht Macht über sich gewinnen lassen, frei bleiben, keinem Weibe Einfluß über sich einräumen will.“

„Welche Kämpfe, mit wildem Zorn und heißen Thränen, mit bitterem Verkennen und flammenden Anklagen lagen hinter uns, ehe Friede wurde.“

„Und nun war Friede und süßes Reiffen für einander. Nichts trennte uns mehr, als zufällige, äußere Verhältnisse.“

„Und die, als wir an jenem Festabend nach Hause kamen — die schienen uns so klein, so jämmerlich, so nichts-sagend.“

„Das nachtsille Haus — wir beide wie allein auf der Welt mit unsrer reifen allmächtigen Liebe . . . noch die Festklänge in unsrem Ohr, das leichte, selige Klopfen des Champagners im Blute.“

„Und als Du zittertest und weintest und batest, da flüsterte ich Dir's ins Ohr, daß ich's verantworten wollte — und sei's vor einer Welt! —“

„Wahrhaftig! Lächerlich wär's, wenn's nicht so empörend wäre! Einem reifen Manne sein unschuldig-heiliges Naturrecht, sein vornehmstes Menschenrecht verwehren zu wollen, wie einem dummen Jungen den Diebstahl von Äpfeln!“

„Ist's nicht genug, daß sie mich benachteiligt haben und hinten angefeht, Jahr für Jahr?“

„All die Enttäuschungen, der Zorn, der Aerger!“

„Einer solchen Gesellschaft gegenüber fühlte ich mich zu keiner Rücksicht verpflichtet.“

„Aber — es ist uns teuer zu stehen gekommen, das bißchen Glück, das wir uns selbstherrlich vorweggenommen hatten. Die alten Uebertreibungen, die ein Naturgebot „Sünde“ nennen, spütten uns beiden im Blut.“

„Was haben wir erduldet, mein armes Weib! Aber nun hebe Dein Haupt empor! Wir sind gerettet!“

Und unwillkürlich rechte sie, als sie diese Worte las, tief atmend die Brust, sah wie befreit auf.

Eine Männergestalt kam durch die eiserne Hofthür, breit-schulterig, fest, kernig, etwas Troziges, Kampffreudiges, Kraftbewußtes in Gang und Haltung.

Vor ihren Augen flimmerte es, die Kniee zitterten unter ihr, als wollten sie zusammenbrechen. Aber sie hielt sich aufrecht.

Wie im Traume hatte Lene ihren Namen unter ein großes Aktenstück geschrieben, „Helene Volkmar, geb. Escher“. Nun war wirklich das Wunder geschehen. Sie war eine Frau. Mit seltsam gebundenen Gliedern, gebundenen Gedanken hatte sie alles gesagt und gethan, was von ihr verlangt wurde. Seit dem Eintritt Richards hatte sich plötzlich das zwanglose Beisammensein der Herren in eine steife, feierliche Amtshandlung verwandelt.

Selbst Doktor Knöbenagel verhielt sich erst und schweigend, und der kleine, ängstliche, schnupfende Hammer-schmidt schwoll zusehends in seiner Amtswürde.

Dann kamen die Gratulationen. Der Doktor, dem nichts greulicher war als Feierlichkeiten, hielt sich für den ausgestandenen Zwang schadlos durch eine zarte Anspielung.

Und endlich standen sie auf der Strafe.

Vom Amtsherren reichte der alte Jochen ihnen die Hand und sagte treuherzig: „Biel Glück of in de Eh, Herr Dokter un Fru Doktern!“

„Danke, Jochen,“ murmelte Lene wie träumend.

„Dat gung mal fir,“ murmelte Jochen.

„Na, Gott sei Dank!“ schrie Knöbenagel.

„Un dat is nu all? Un gilt ebenso viel wie Ordel un Predigt, un Glockenläuten un all?“ Er schüttelte verwundert den Kopf.

„Jawoll, Jochen,“ sagte der Oberförster, der zu ihm aufgestiegen war, sich die Decke über die Knie breitete und die Bügel ergriff. „Nu man too!“

Aber Jochen konnte sich nicht so schnell beruhigen.

„Un Jrollan — wat nu Frau Doktern is — kein weiß Kleid, un kein Kranz un Schleier?“ murmelte er.

Der Oberförster ließ sich von Richard Volkmar den Gepäckchein geben, versprach, das Kofferchen von der Bahn abzuholen, und hieß sie langsam vorausgehen. „Zah hab' noch allerlei Kommissionen. Sol' Euch schon ein.“ Damit schmalzte er mit der Zunge, und die wohlgenährten Braunen zogen an.

Richard hatte Lene den Arm geboten. Zum erstenmal schritten sie so — als Zusammengehörige vor aller Welt — durch die lange, gerade Hauptstraße des Fleckens. Lene war's wie ein Spießrutenlaufen. Im ganzen Ort war's herumgekommen, daß das „Pastorenfräulein“ Hochzeit machte. Jedermann wußte auch, daß sie seit vielen Jahren heimlich versprochen war. Und nun lief alles neugierig ans Fenster, als das Paar vorüberkam.

Am Marktbrunnen standen alte und junge Weiber in ihren blauen Beiderwandmänteln, steckten die Köpfe zusammen, tuschelten und lüchelten. Ein paar, die Lene näher kannte, grüßten verlegen. Ein halbwüchsiges Mädchen, schmutzig und armfelig, trat ihnen in den Weg, hielt die Hand auf und bettelte.

Die Luft war naßkalt, trüb, grau, sonnenlos. Nichts herzhast Winterliches mehr — noch nichts Frühlinghaftes. Nach dem Herbst, dem Vergabgehen, so recht nach einem Novembertag sahs aus. Und Lene, die so lange in dem überheizten Zimmer gefessen hatte, durchschauerte es unaufhörlich von Kopf bis Fuß.

Sie sprachen wenig und das Wenige unter einem Druck von Fremdheit und Verwirrung, der gar nicht von ihnen weichen wollte. Alles so seltsam, so wunderbar. So schwer zu fassen, was mit ihnen geschehen war.

Da gingen sie nun nebeneinander als Mann und Frau und sollten ihr Leben von nun an miteinander verbringen. Das Privilegium dazu hatte ihnen ja der kleine schnupfende Mann erteilt. Und nun war alles in Ordnung. Ganz in Ordnung.

Unbegreiflich! Was Sünde gewesen war, als sie dem inneren, zwingenden Gebot ihrer Liebe folgten — was sie hinausstieß aus dem Kreise der „ehrenhaften“ Männer und Frauen, sie zu Parias der Gesellschaft machte —, das wurde

**plötzlich zur Pflicht und trug ihnen Ehre und Würde ein,** nachdem sie ein Stück Papier unterschrieben hatten!

Sie hatte auf diese Ceremonie wie auf ein Wunder der Befreiung und Erlösung gehofft. Seelenfrieden und Selbstachtung sollte es ihr wiedergeben.

Aber nichts davon.

Sie wollte sich freuen. Das Ziel war erreicht, das seit Jahren vor ihnen gelegen hatte wie ein Stück vom Himmel herabgefallener Seligkeit.

Heimlich betrachtete sie ihren Mann.

Er ging still und finster an ihrer Seite.

Auch er enttäuscht? Das Herz wurde ihr wie Stein.

Der Zwang! Das Muß!

Liebe braucht Freiheit. Sonst stirbt sie. —

Endlich hatten sie den Wald erreicht.

Gottlob! Keine neugierigen Blicke mehr!

Die Chaussee führte, ganz sacht bergansteigend, breit und eben unter den hohen, schwarzen Tannen durch das Thal. Rechts vom Wege rauschte der hochgeschwollene Fluß.

Jauchzend spritzte der weiße Schaum gegen die Felsblöcke, die wie von Gigantenhand umhergestreut lagen.

In den wehenden Kronen spielte der Sturm wie auf einer Riesentrommel. Ganz in der Ferne ließ ein Raubvogel seinen gellenden Schrei hören.

Geheimnisvolle weiße Nebel. Sie gingen darin wie losgelöst vom Menschengetriebe, wie aus einer kleinen, engen, verworrenen und verdorbenen Welt heimgekehrt zu der großen Mutter Natur — unter den rauschenden Tannen.

Da fiel es von ihnen ab. Der Bann war gebrochen. Sie blieben auf einmal stehen, blickten sich in die Augen.

„Richard!“ — „Lene!“

Sie war an seine Brust gestürzt und hatte ihn umklammert. Und sie fühlte, daß auch seine Arme sich um sie schlossen wie eiserne Klammern, mit der Blut des Schmerzes und der Leidenschaft. Sie fühlte die großen, starken Schläge seines Herzens und seine heißen Küsse.

Wie die beiden ersten Menschen standen sie da, hinter denen das Paradies versunken war. Der Fluch: „Im Schweiß Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen,“ und „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären“, lastete auf ihnen wie eine rauhe, harte, unbarmherzige Riesenhand. Und sie hielten sich so fest, als wären sie beide allein auf der Welt und mußten sich aneinander halten, um dem Feindseligen, Fremden zu trotzen, das sie heranschleichen fühlten. Wieder und wieder küßten sie sich und flüsterten ihre Namen, jauchzend und weinend zugleich, wie in einem Rausch süßer, schmerz erfüllter Seligkeit.

Und jetzt schmolz alles Fremde, Trennende, Beschämende von ihnen. Bloß das Menschliche blieb, das gute, warme schlichte Gattengefühl.

Ruhig sprachen sie über die Zukunft, und wie sie alles klug und bedächtig einrichten wollten, damit ihr Geheimnis so lange in ihrer Hut bliebe, bis es ihnen nicht mehr schaden könne.

Drei Stückchen hatte er ausmüblert, alles aufs einfachste und billigste. „Und weißt Du wo? — Im Untenreul.“

„Untenreul?“

Er lachte über das Entsetzen in ihrem Ton. „Aber das klingt ja so unheimlich,“ meinte sie.

„I wo! Ein harmloses Gäßchen. Wie für uns geschaffen. Ganz draußen. Unten giebt's da nicht mehr. Früher, ja. Da war die ganze Gegend ein Morast. Jetzt haben sie sich alle miteinander in einen großen Teich zurückgezogen und unten, was sie können.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Zur Krammetsvogelfrage.

Der Sommer hat sein Ende erreicht. Schon fährt ein rauherer Wind über die abgeernteten Stoppelfelder; die meisten Wälder sind verblüht, nur die rote Heide schmückt noch die unbewaldeten Heideflächen mit ihrem weißhin leuchtenden Rot. Nun beginnen auch die grünen Blätter sich zu verfärben und fallen, leise im Winde raschelnd, zur kühlen Erde herab. Bald werden alle Bäume kahl sein. Jetzt läßt sich auch die Meise der Vogelwelt, indem unsere Brutvögel, je nach der Art früher oder später, einzeln oder in Scharen, meist unbemerkt, gewöhnlich nachts, sich wärmeren Gegenden zuwenden. Von verschiedenen Arten ziehen die Jungen früher fort als die Alten, welche noch die Folgen der Manufaktur weitzumachen haben, wie

z. B. bei den Starren und den in unseren Gegenden brütenden Drosseln. Schließlich verlassen uns auch die alten Vögel. Doch noch einmal beleben sich unsere Gefilde für kurze Zeit durch das Eintreffen sehr zahlreicher Schwärme großer und kleiner Wandervögel, die ihre weitestgedehnten Brutplätze in den nördlichen und nordöstlichen Gebieten Europas bezw. Asiens verlassen haben, um dem Zuge nach Süden zu folgen, unter ihnen namentlich zahlreiche Drosseln. Von diesen eröffnen gewöhnlich die Singdrosseln den Zug; ihnen folgen dann die Misteldrosseln und die Amseln oder Schwarzdrosseln, während die Weindrosseln nicht vor Mitte Oktober, oft erst gegen Ende dieses Monats, und als letzte die Wachholderdrosseln erscheinen. Letztere haben ihren Namen wegen ihrer Vorliebe für Wachholderbeeren, und da diese in einigen Gegenden auch Krammetsbeeren heißen, nennt man diese Drosselart auch Krammetsvogel, eine Benennung, die schließlich auch auf die andren Drosseln übertragen wurde.

Viele dieser Schwärme ziehen ohne Aufenthalt über unsere Gegend hinweg, gewöhnlich im Dunkel der Nacht oder in Höhen, bis zu denen unser Auge kaum noch dringen kann. Aber Bruchteile davon lassen sich doch hier oder dort nieder, öfters an Zahl gering, bald nach Tausenden zählend. Dann wimmelt es an manchen Orten, zumal in den Waldungen und Büschen. Während nun viele Vögel bald weiter reifen, halten sich andre längere Zeit bei uns auf, wie die Drosseln, namentlich die Wachholderdrossel, welche bis gegen den Winter hier bleibt. Dies wird ihnen aber vielfach sehr verhängnisvoll, denn nur treibt der Krammetsvogelfänger sein stilles Handwerk. Ihm gelten diese Vögel als willkommenere Beute.

Die Krammetsvögel sind bekanntlich für manchen Liebhaber guter Mahlzeiten besondere Lederbissen, da das Fleisch einen angenehmen, schwach gewürzten, etwas bitteren Beigeschmack hat, der es erhält, wenn die Nahrung der Vögel längere Zeit in Wachholderbeeren bestand; daher wird den Drosseln nachgestellt, um die Tafeln der Wohlhabenden damit zu versorgen. Da aber diese Vögel ziemlich selten sind, und ihnen deshalb mit dem Gewehr schwerer bezukommen ist, werden sie nicht waidmännlich gejagt, sondern in Schlingen gefangen. In diesem Zweck richtet der Jäger in den von diesen Vögeln stark besuchten Wäldern, Gebüsch und sonstigen Gehölzen den Baumstämme dünne Holzbügel angebracht, die mit Pferdehaarschlingen versehen sind. Als Lockmittel befindet sich am Bügel ein Zweiglein mit rotleuchtender Früchten der Eberesche (Vogelbeere), dessen Beeren aber nur zu erreichen sind, wenn der Vogel vom Bügel aus den Kopf durch eine der geöffneten Säulungen steckt. Will nun der Vogel von dem einladenden und ihm besonders willkommenen Futter genießen, so geht die Schlinge zu und das arme Tierlein hängt, mit dem Tode ringend, hin- und herflatternd, in der freien Luft, um bald als Leiche in der Schlinge zu baumeln; das arme Vögelchen hat sich abmühselos selbst gehängt.

Gegen diese Art des Massenvogelmordes, dem in Deutschland durchschnittlich jährlich an 1 200 000 Drosseln verschiedener Art zum Opfer fallen, haben schon seit Jahren sowohl verschiedene Vereine zum Schutze nützlicher Vögel als auch einzelne Vogelfreunde Einspruch erhoben, da der fortgesetzte Jang dieser anmutigen und nützlichen Vögel, welche die Wälder, Gebüsch und Felder mit ihrem lieblichen Gesang beleben und eine Menge schädlicher Insekten vertilgen, zu deren Ausrottung oder doch starker Verminderung führen muß; ganz abgesehen davon, daß nebenbei auch zahlreiche kleinere nützliche Vögel, wie Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Kernbeißer, Gimpel, Reijen usw. dabei in den Tod gelockt werden. Zudem ist diese Art Vogelfang auch deshalb verwerflich, weil den gefangenen Vögeln ohne Ausnahme ein qualvoller Tod bereitet wird.

Für eine kurze Zeit im Jahre sind die Drosseln gesetzlich geschützt, da sie nach dem deutschen Vogelschutzgesetz wegen ihrer Nützlichkeit vom 1. März bis 15. September nicht erlegt bezw. gefangen werden dürfen. Außer dieser Zeit aber sind sie „vogelfrei“, doch darf der Massenfang in Dohnen nur in der Zeit vom 21. September bis zum 31. Dezember geschehen. Diesen letzteren zu beseitigen hat es bisher nicht gelingen wollen, da noch manche den Massenfang der Krammetsvögel nicht für nachteilig halten. Sie behaupten, daß die Zahl der Krammetsvögel nicht abnehme, da jährlich annähernd dieselbe Anzahl Vögel erbeutet würde. Auch werden dieselben in unseren Gegenden nur in verhältnismäßig geringer Zahl gefangen, da die jungen Vögel aus der ersten Brut schon im August, die der zweiten im September wegziehen. Dieser frühzeitige Ausbruch bewahrt sie vor dem Schicksal, in unsere erst nach dem 21. September fänglich gestellten Dohnen gefangen zu werden. Aber auch die Altvögel fallen nach ihrer Ansicht nicht allzuhäufig den Vogelfressern in die Hände, da sie sich nach überstandener Manufaktur ebenfalls rechtzeitig, oftmals schon Anfang Oktober nach dem Süden auf den Weg machen.

Die Herbstzüge von Krammetsvögeln aus den nördlichen Distrikten, welche die Hauptausbeute der Dohnenstenge liefern, sind aber so zahlreich, daß nach Ansicht der Vertreter des Krammetsvogelfanges letzterer keinen Schaden anrichtet. Den Klagen über die mit dem Krammetsvogelfang vernichtete große Menge unserer Sängerköcher ist entgegen, daß von den sechs Drosselarten „nur“ vier mit der Gabe des Gesanges ausgestattet sind, nämlich die Singdrossel auch Zypse genannt, die Schwarzdrossel oder Amsel, die Misteldrossel oder Schnarre und die Wein- oder Aoldrossel, doch ist der Gesang der letzteren im Gegensatz zu dem mehr oder weniger volltönenden Gesänge der drei erstgenannten Arten schwach und zwirrschmend. Den beiden übrigen bei uns gelegentlich ihrer Wanderungen vorübergehend einkehrenden Arten, nämlich der Wachholderdrossel und der Ringdrossel

oder Schildamsel ist die Gabe des Gefanges verjagt worden, und gerade diese drei letzten Arten sind es, denen der Krammetsvogel-  
fang vorherrschend gilt.

Demgegenüber steht es aber fest, daß es gerade hauptsächlich die Sing-, Mittel- und Weindrosseln sind, welche in größeren Scharen bei uns sich niederlassen, während die Schwarzdrosseln in kleineren Zügen aufzutreten pflegen und die kleinsten Schwärme von den Wachholder- und Ringdrosseln gestellt werden. Es dürfte somit Petermann nicht Unrecht haben, wenn er berichtet, daß sämtliche ihm zu Gesicht gekommenen sogenannten Krammetsvögel zu etwa 80 Proz. aus Singdrosseln, 10—15 Proz. Weindrosseln, 3 Proz. aus Schwarzdrosseln und der Rest aus Schilddrosseln mit vereinzelt Wachholderdrosseln bestanden. Ein etwas anderes Verhältnis giebt Serene für Hannover an. Nach ihm besteht die Hälfte des Fanges aus Singdrosseln, ein Drittel aus Wachholderdrosseln, der Rest aus Schwarzdrosseln vermischt mit Ring-, Mittel- und Schilddrosseln.

Aber auch die Behauptung, daß die Zahl der jährlich gefangenen Vögel sich im allgemeinen gleich bleibt, ist anfechtbar, da früher in vielen Gegenden der Fang weit ergiebiger war als jetzt. So fing man einstmals an den preussischen Ostseeküsten allein schon 1 1/2 Millionen Krammetsvögel, während in Danzig um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an manchem Tage 30 000 Paar als Marktgut verjollt wurden und noch später in einem Zeitraum von drei Tagen (11. bis 13. Oktober) über 24 000 Stück Drosseln im Gebiet der Ems und in Ostfriesland zum Postverwandt gelangten. Daß die Vögel aber eines qualvollen Todes ausgekostet sind, ist meines Wissens noch nicht widersprochen worden. Am wenigsten ehrenvoll aber scheint uns die Behauptung, daß nur wenige Drosseln unserer Gegend gefangen werden, sondern nur die Mitglieder der großen Wanderzüge aus dem Norden. Wenn dies zu unserer Entschuldigung dienen darf, dann dürfen wir uns auch nicht beschweren, wenn die Südländer unsere Lerchen, Wachteln, Schnalben usw. auf ihren Zügen nach wärmeren Ländern in großen Mengen wegfangen. Was dem einen recht, dürfte dem andern billig zugestanden werden müssen. Dazu kommt noch, daß die Deutschen nicht die einzigen sind, welche den Krammetsvögeln nachstellen, mithin weit mehr gefangen werden, als unsere Statistik anführt. Und warum dies alles? Doch nur um Zugehörigen der „oberen Jehntausend“ einmal einen Lederbissen zu bieten. Erwägt man dies alles, so leuchtet ein, daß der Bestand der gesicherten Welt unserer, namentlich aber der nordischen Wälder — trotz ihrer Richtigkeit — erheblich zurückgehen muß, und daß dem systematischen Vernichtungskampfe je eher, je besser, Einhalt geschieht, besonders auch um deswillen, weil viele kleinere Singvögel in den Dohnensteg gefangen werden. Wer Gelegenheit hatte, einmal einen Dohnensteg mit den erkalteten Vogelleichen oder den noch zappelnden Gefangenen zu betreten, wird, wenn er sich ein fühlendes Herz bewahrt hat, sich mit Abscheu abwenden von diesem Massenvogelfang. Erst wenn Deutschland diese Vogelstellerei abstellt, hat es ein Recht, international mit Nachdruck gegen den Vogelfang in den Mittelmeerlandern aufzutreten.  
J. W. Neumark.

### Kleines feuilleton.

cc. Die Mäntelnäherin. Die Lampe war nah am Ausgehen; sie brannte trübe. In ihrem matten Schein sah das kleine enge Zimmer noch enger und kleiner aus. Der Boden voller Schnibbel und Fäden, die Nähmaschine halb vom Platz gerückt, als wäre jemand hastig davon aufgestanden, all das bot ein unbehaglich friedloses Bild.

Der Mann fuhr aus seinem Halbschlummer auf. Ueber ein Zeitungsblatt gebeugt war er richtig eingenickt. Mit dem starren verständnislosen Blick des jäh Erwachenden sah er einen Moment im Zimmer umher, da begann das Kind im Bett zu weinen, und nun begriff er. Er richtete sich vollends auf und sah nach der Uhr, dreiviertel zehn. Donnerwetter, und die Frau noch immer nicht zu Haus!

Das Kind schrie stärker und er trat an das Bett und wiegte es in den Armen: „Stille mein Hasein, stille, nu kommt Mutter fleisch, siehste da is auch Mutter schon.“

Sie war es wirklich. Schwermütlich stieß sie die Thür auf und kam herein. Sie trug ein schweres Pad Mäntel über dem Arm. Mit einem Seufzer der Erleichterung warf sie es über die Sofa-Lohne und sank auf einen Stuhl. Sie war ganz außer Atem: „Gertjes bin ich gerannt. Womöglich hätten se noch 's Haus zugemacht.“

„Ja, sag mal wo bleibste denn überhaupt? Drei Stunden weg um uoern Damm zwei Mäntel zu liefern, bis is ja . . .“

„Na, kann ich dafür, daß ich warten muß?“ Sie fiel ihm beinahe zornig ins Wort. „Sei doch stille, Fritzel! Was soll dem das Schreien?“ Das letzte galt dem Kinde. Sie hielt sich die Ohren zu, ihre Stimme zitterte, aber schon im gleichen Moment schien ihre Härte ihr leid zu thun. Sie trat zu dem Kleinen und fuhr ihm liebevoll mit der Hand durch das Haar: „So schlaf man Fritzelin, schlaf man, de Mama is nich böse. Rec, nee! Aber verrückt wird man ja von all das.“

„Drei Stunden warten,“ fing der Mann wieder an, „die sind woll nich ganz unlang, denken se denn, Du hast de Zeit gefohlen?“ Sie war wieder an den Tisch getreten, band ihr Padet auf, schob ab und zu ein Stück Butterbrot in den Mund und erzählte dazwischen weiter: „und denn muß' ich noch was ändern, rein aus Nergelei sag

ich Dir, und denn war'n die Rümpe noch nicht fertig geschnitten, na es is schon . . . ich kann kaum noch stehen.“

„Mußt ja auch reene hin sinn, bis war ja doll die letzten acht Tage. Alle Nächte bis Eins auf . . . aber diese Nacht wird geschlafen.“

„Zalvoll schlaf nur. Du kannst schlafen, ich hab noch zu arbeiten, aber derbe.“ Sie nahm ein paar schwarze Sammetnitter aus dem Padet: „da sieh mal, noch 'n Bolero, einer von die ganz juten, bis morgen früh, um sieben soll er fertig sein . . .“

„Bis . . . na bis is ja ganz unmöglich.“

„N u h aber möglich sein!“ Sie rüdt sich schon die Nähmaschine an den Tisch und nahm die Petroleumlampe, um die Lampe neu zu füllen: „s is noch 'n ganz eiliger Auftrag und der Meester sagt, er verrechnet mir 'n mit, wenn ich 'n noch bis sieben schaffe, dann kann er 'n um achte noch mitnehmen ins Geschäft. Du, denn trieje ich morgen noch zwei Mark mehr, wie wir dachten.“

„Aber die ganze Nacht, Du mußt doch die ganze Nacht durchnähen.“

„Wer' ich woll müssen, mach Dir 's Bett man heut wieder alleene, sonst halt ich mir auf, und de Keller kamste auch nach de Stüche tragen.“ Sie sah schon an der Maschine und puhte und ölte daran herum. Ihre Baden brannten wie im Fieber: „Du, zwei Mark mehr, dann hab ich diesmal zwölf, dann können wir doch die Riete bezahlen, und haben noch was zu Deine Säuh' dann kannste doch wieder Arbeit suchen gehn.“ Er antwortete ihr nicht, er ging ins Zimmer auf und ab, aber dann auf einmal blieb er stehen: „Zwei Mark, und dafür nähste die ganze Nacht? Nähste richtig wieder? So macht Ihr's, Ihr Weiber! 's is Euch ganz ejal, was se Euch bieten. Denkste etwa, dies würde 'n Mann thun? Dagarbeit, Nachtarbeit, Eins ja, aber Dag u d Nacht? Rec, nich rühr an! Dies macht Ihr bloß, Ihr Weiber. Aber näht man, näht man; is Euch ganz recht, was laßt Ihr 's Euch gefallen!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Er hatte sich in Zorn geredet. „Was laßt Ihr Euch gefallen?“

„So . . .“ sie hielt mit einem Auf die Maschine an. „Was soll ich 'n machen, Du? Nich de Arbeit nehmen? Denn nimms'te se 'ne Andre. Was hab' ich 'n denn?“

„Das is eben 's Unglück,“ er sagte es mehr zu sich selbst, als zu ihr. Sie hörte es aber doch. Sie begann von neuem zu nähen, mit einem bedeutend milderen Ton fuhr sie fort: „Was is 'n überhaupt, wenn man nich die Nacht näht, bei die Schundpreise? Denn kann man eben so gut verhungern, und denn mal, diese Woche hab ich doch zwölf Mark.“

„Und wenn Du Dir hinlegst von de doller Arbeit, kannste nächstens zwanzig Mark zum Doktor tragen. Andre tanzen durch die Nächte und Du näht Dir kaput.“

„Na ja, wird schon nich so schlimm werden.“ Sie wollte lachen, aber in ihrer Stimme zitterte es doch wie eine geheime Angst, und dann auf einmal richtete sie sich auf und ihre Augen sprühten: „Du, nu thu mir 'n eenzgen Gefallen, leg Dir schlafen und brabbel nich lange! Wenn de brabbelst, denn muß ich nachdenken, und wenn ich auch erst noch nachdenken soll, denn halt ich's nich mehr aus!“ —

cc. Der Thee. Schon im Jahre 2700 v. Chr. soll der Thee bei einem chinesischen Schriftsteller erwähnt worden sein, er wurde aber erst seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. exportiert, und zwar wahrscheinlich durch Araber, und gelangte im 17. Jahrhundert nach England. Neueste Forschungen haben aber ergeben, daß der Thee nicht aus China, sondern aus Indien, und zwar speciell aus der Provinz Assam stammt, die direkt an der Grenze der heißen Zone liegt. Von da wanderte er ostwärts und degenerierte in gewissem Sinne, denn in seiner Heimat erreicht er als Baum eine Höhe von nahezu 9 Meter, während er in China nur als Strauch bekannt ist. Als 1833 das Theemonopol der East India Company erlosch, wurde von England aus alles Mögliche gethan, um außerhalb Chinas größere Theeplantagen anzulegen, was dann nach vielen Mißerfolgen schließlich auch gelang. 1899 war in Indien ein Areal von 200 000 Hektar mit Thee bepflanzt. Die größten Erfolge hatte man in den subtropischen Gegenden, dann auch auf Java und Ceylon, die ungefähr gleich weit vom Äquator entfernt liegen, überhaupt in der Gegend, die man den „Theegürtel“ nennen könnte, die sich um den 40. Grad nördlicher Breite und den 60. Längengrad befindet. Der Hauptconsum des Thees vollzieht sich aber fern von der Hauptproduktionsstätte, in Großbritannien, Irland, Rußland. Die Masse Thee, die jährlich ausgeführt wird, würde 232mal den Ladungsraum des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ füllen. Würde man alle die ausgeführten, trockenen Theeblätter brühen, so erhielte man 28 000 000 000 Liter Thee oder 100 000 000 000 gewöhnliche Tassen Thee, sodas bei der heutigen Bevölkerungszahl der Welt per Tag eine Tasse Thee auf jeden fünften Menschen entfiel. Von dem Gesamt-Thee-Import per Jahr von 107 000 000 Kilogramm nach England entfällt dort 2,65 Kilogramm auf den Kopf; in Rußland von einem Gesamt-Thee-Import von 42 000 000 Kilogramm schon nur 0,34 Kilogramm auf den Kopf; in den Vereinigten Staaten bei einem Import von 31 000 000 Kilogramm wieder 0,41 per Kopf — staftet dagegen 5 Kilogramm pro Jahr und Kopf — Australien weist einen Jahresconsum von 4 Kilogramm per Kopf auf, und Holland, das einzig noch in Frage kommt, 1/2 Kilogramm pro Jahr und Kopf. —

**Aus der Vorzeit.**

ss. Ueber die Frage des vorhistorischen Menschen ist wieder einmal ein Streit ausgebrochen. Der deutsche Geologe Rötling, der sich seit einer Reihe von Jahren im Dienst der Indischen Geologischen Landesunternehmung befindet, hatte 1894 die erste ausführliche Mitteilung veröffentlicht, daß er in Birma Beweise für ein bisher nicht vermutetes Alter des Menschengeschlechtes gefunden hätte. Er hatte in einer Ablagerung von eisenhaltigem Konglomerat in der Nähe der Petroleumfelder von Yenangung bearbeitete Feuersteine neben Ueberbleibseln eines Kupferbes und eines ausgeföhrbenen Nashorns gefunden, deren Alter bis in die Tertiärzeit zurückreicht. Bisher hatte man angenommen, daß der Mensch erst in der darauf folgenden erdgeschichtlichen Epoche entstanden wäre, nämlich im Diluvium, das in Nordamerika, in den Alpen und zahlreichen andren Gebieten durch das Auftreten der großen Vereisung ausgezeichnet war. Jetzt sollte nach den Funden von Rötling das Alter des Menschengeschlechtes bis zu denjenigen Perioden der Tertiärzeit hinaufgerückt werden, die der Geologe als älteres Pliocän oder als jüngeres Miocän bezeichnen würde. Namentlich der altbewährte Leiter der Geologischen Landesunternehmung von Indien, Professor Oldham, wohl der beste Kenner der Geologie Indiens, äußerte die Ansicht, daß jene Feuersteine einmal nicht auf die von Rötling bezeichnete Ablagerung beschränkt und sodann auch nicht von einem Menschen bearbeitet wären. Jetzt ist der fragliche Platz noch von einem andren Gelehrten, Swinhoe, besucht worden, der die Behauptung Rötlings insofern bestätigt, daß die Feuersteine und auch einige in der Nähe gefundene Knochen gewisse Eigenheiten ihrer Form nur der Hand eines Menschen verdanken könnten. Andererseits stellt sich dieser neue Beobachter auf den Standpunkt, daß diese uralten menschlichen Geräte nicht angehend so alt sind, wie Rötling gemeint hat, sondern nur der älteren Steinzeit angehören. Der Platz, wo sie entdeckt worden sind, war vermutlich eine Werkstatt der damaligen Bewohner jener Gegend. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Schneidet die Johannis- und Stachelbeersträucher! Obergärner A. Sliva schreibt in der „Kerthus“ (Altona-Ottensen Chr. Adoff): Bei der Anzucht und Pflege dieser beiden Beerensträucher wird noch immer ein großer Fehler begangen, indem man dieselben meist sich selbst überläßt und allenfalls nur im Frühjahr das trocken gewordene Holz entfernt. Sollen Johannis- und Stachelbeeren einen guten Ertrag geben, so ist es unbedingt nötig, sie in jedem Jahre tüchtig zu beschneiden. Leider sind wilde, nicht beschnittene Sträucher in den Gärten der kleineren Besitzer nur zu häufig anzutreffen; man hört dann gewöhnlich die Klage: meine Beerensträucher sind zu alt, sie geben nur noch erbsärmliche Früchte, welche kaum lohnen, zu Kompost grün gepflückt zu werden.

So mancher verwahrloste Busch ist eine wirklich gute Sorte. Er wurde in seiner Jugend als hübscher Strauch und mit gutem Namen angepflanzt, ist mit der Zeit aber durch Unkenntnis seines Pflegers verwildert, bildet jetzt ein undurchdringliches Dickicht und bringt statt der ursprünglich großen, schönen Früchte nur kümmerliche Beeren. Lieber Freund, nur keine Furcht vor solchem Dornbusch. Nimm Gartenzschere, Baumsäge und Rodehaue und gehe frisch ans Werk. Mit der Rodehaue wird im Winter, wenn kein Schnee liegt und der Boden noch nicht zu tief gefroren ist, die Erde unter dem Stachelbeerstrauch weggeräumt, wobei selbstverständlich die Wurzeln nicht beschädigt werden dürfen. Die zu alten beemoosten Stämme, welche keine ordentlichen Triebe mehr zeigen und auch keine Früchte mehr bringen, werden herausgehägt. Von den jüngeren starken, schon verzweigten Stämmen dürfen bloß 3—4 gut verzweigte stehen bleiben; alles übrige wird entfernt. Die Wurzelansläufer werden mit der Schere oder dem Messer so weit als möglich unten glatt weggeschnitten. Sind die so ausgelichteten Stämme 1,20—1,50 Meter hoch, so werden an ihnen noch die unteren Zweige bis auf etwa 60—75 Centimeter Höhe dicht am Stamm fortgenommen. Die Früchte der unteren Zweige bekommen zu wenig Licht, sie werden nicht süß, außerdem verlieren sie bei Regenwetter den Geschmack und beschmutzen auch leicht. Ist der Strauch von unten aus gehörig gelichtet, so werden zuletzt, wenn er noch kräftige Jahrestriebe an der Spitze hat, die oberen um 5—6 Augen gestutzt. Das Stutzen der Spitzen bezweckt folgendes: die oberen Spitzen tragen, wenn sie überhaupt tragen, kleinere Beeren, weil der Saft schon zur Ernährung der unteren verbraucht wird; ferner wird durch das Beschneiden die Spitze zu neuem Treiben angeregt. Die unbeschrittene Spitze würde keinen neuen Holztrieb machen. Es fände eine Strömung des Saftes statt, welche sich durch erneutes, größeres Hervorreiben lästiger Wurzelansläufer kundgeben würde. Pflanz man junge Sträucher, so werden die Wurzelschößlinge in zwei Jahren, nachdem die Pflanze angewachsen ist, die ersten Zweige überholen. Man schneidet dann alles Alte weg und läßt nur von den Schößlingen die drei stärksten stehen. Die unteren Triebe dieser Zweige werden bis zur gewünschten Höhe im ersten Jahre ausgebrochen. So erhält man dadurch ohne große Mühe in einigen Jahren einen schönen Strauch, der allen Ansprüchen auf Form und Tragbarkeit entsprechen wird. Wurzelschößlinge wird dieser so behandelte Strauch jedes Jahr bringen, sie werden, wenn man sie

zur Verjüngung nicht gebrauchen will, alle weggeschnitten. Nach fünf bis sechs Jahren werden die Beeren kleiner, der Strauch treibt nicht mehr recht und zeigt Moos. Dann zieht man wieder die drei stärksten Schößlinge heran und behandelt sie wie angegeben. Im zweiten Jahre, wenn die Schößlinge tragbar sind, schneidet man die alten alle weg. So hat man stets junge tragbare Sträucher von Stachelbeeren.

Die weißen Johannisbeeren sehen die meisten und schönsten Früchte an und zwar da, wo der Trieb des letzten Jahres beginnt. Man schneide deshalb das einjährige Holz bis auf eine gute Hand breit zurück und lichte die Krone zugleich gehörig aus. Bei den roten Johannisbeeren dagegen entwickeln sich die meisten Fruchtungen an der Spitze des einjährigen Holzes, weshalb also gar nicht geschritten, sondern nur die Krone ausgelichtet werden darf. Da man durch Düngung viel zur Erzielung großer Früchte beitragen kann, so bemerke ich darüber noch folgendes: Schon beim Pflanzen, nachdem jedem Strauch ein wenigstens 60 Centimeter im Quadrat großes Loch gegeben wurde, welches auch ebenso tief ist, wird auf trockenem, sandigem Boden Kuhdung und Kompost, auf nassem Boden verrotteter Pferdegedung an die Wurzeln gebracht. Ebenso wird, nachdem die Beeren abgeerntet sind, bei feuchter Witterung mit Jauche gegossen. Im Winter wird der Boden unter den Sträuchern gelockert und mit Asche und Kalk abgedüngt, die man bis zum Frühjahr obenauf liegen läßt, damit sie durch die Winterfeuchtigkeit besser zersetzt wird. —

**Humoristisches.**

— Gemüthlich. Richter: „Ihre Frau schlügen Sie? Das ist Feigheit!“

— Angeklagter: „Na, dann raufen Sie einmal mit ihr, Herr Richter, dann werden Sie sagen, das ist Tapferkeit!“ —

— Ein originelles „Biermerkerl“. Stammgast (zur Hausfrau): „Biermerkerl? — Brauch' ich kein's! Bei jeder Maß mach' ich mir einen Westenknopf auf — damit basta!“ —

— Neugierig. A.: „Was studieren Sie denn da so eifrig auf der Karte?“

B.: „Ach, mir ist gestern mein Strohhut in den Fluß geflogen, und da rechne ich mir einmal aus, wo der jetzt wohl ungefähr sein kann!“ — („Reggendorfer Blätter.“)

**Humoristisches.**

— Gerhard Hauptmanns neue Bühnendichtung „Der arme Heinrich“ wird in den ersten Dezembertagen gleichzeitig im Deutschen Theater und im Wiener Hofburg-Theater in Scene gehen. —

— „Eheliche Liebe“, ein Schauspiel von Georg v. Ompieda, wird eine der nächsten Novitäten im Wiener Burgtheater sein. —

— Das Erstlingswerk eines Studenten, das vieraktige Schauspiel „Die Episode“ wurde bei seiner Erstaufführung im Meyer Stadttheater mit großem Beifall aufgenommen. —

— Im Deutschen Volkstheater in Wien erzielte Franz Kranewitters Volksstück „Andreas Hofer“ bei seiner Erstaufführung starken Beifall. —

— Ein „Deutsches Theater der Modernen“ wird in dieser Saison in Triest, Graz, Belgrad, Konstantinopel, Bukarest u. a. gastieren. Das Repertoire besteht hauptsächlich aus modernen Dramen, u. a. „Ueber den Bassern“, „Gläubiger“, „Kollegen“, „Er“, „Kora“ und Einaktern von Carmen Sylva. —

— „Das war ich“, Dorfkomödie von A. Watka, Musik von Leo Blech, hat bei der Erstaufführung am Dresdener Hoftheater sehr gefallen. —

— Im Verein für deutsches Kunstgewerbe spricht am Mittwoch Direktor Dr. Peter Jessen über „William Morris, der Bahnbrecher des neuen Kunsthandwerks, seine Persönlichkeit, seine Werke, seine Lehren“. Der Vortrag findet im Festsaal des Künstlerhauses statt. —

— Gurken- und Kürbissamengewinnung. Beim Einmachen reifer Gurken werden die am besten entwickelten zur Samengewinnung bestimmt. Nachdem sie der Länge nach durchschnitten sind, schiebt man mit dem Daumen den gallertartigen Inhalt mit den Kernen hinaus und läßt die Masse ein bis zwei Wochen in einem Topfe stehen, bis die Gallerte faulit. Dann wird die Masse mit Wasser tüchtig gespült, das Abfallwasser abgegossen, wobei auch die leichten, oben schwimmenden Kerne weggespült werden; dies wird so lange wiederholt, bis die Kerne frei von Gallert sind. Die in der Sonne getrockneten Kerne werden trocken aufbewahrt. Zweijährige Samen sollen am sichersten keimen. Die entkernten Gurken werden selbstverständlich eingemacht. —